

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Geucke

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten

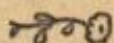
Nummer 8

Sonntag, den 20. Januar 1918

36. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalendar

Sonntag, 20. Jan. (2. Sonntag nach Epiphanie des Herrn): Sebastian; Montag, 21. Jan.: Agnes, Jungfrau; Dienstag, 22. Jan.: Vinzenz; Mittwoch, 23. Jan.: Maria Verkündigung; Donnerstag, 24. Jan.: Timotheus; Freitag, 25. Jan.: Pauli Bekehrung; Samstag, 26. Jan.: Polykarp.



Zweiter Sonntag nach Epiphanie

Evangelium des hl. Johannes, 2, 1-11.

In jener Zeit ward eine Hochzeit gehalten zu Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war dabei. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und als es am Wein gebrach, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein! Jesus aber sprach zu ihr: Frau, was ist mir und dir? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da sagte seine Mutter zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. Es standen aber daselbst sechs steinerne Wasserkrüge zu den bei den Juden üblichen Reinigungen, wovon ein jeder zwei bis drei Maß hielt. Jesus sprach zu ihnen: Füllet die Krüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis oben. Und Jesus sprach zu ihnen: Schöpfet nun und bringet es dem Speisemeister! Und sie brachten's ihm. Als aber der Speisemeister das Wasser kostete, welches zu Wein geworden war, und nicht wußte, woher das wäre (die Diener, welche das Wasser geschöpft hatten, wußten es), rief der Speisemeister den Bräutigam und sprach zu ihm: Jedermann setzt zuerst den guten Wein auf, und dann wenn sie genug getrunken haben, den geringern; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt. Diesen Anfang der Wunder machte Jesus zu Kana in Galiläa; und er offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn.

*

Jesus, der König der Familien

Der letzte Sonntag brachte den Abschluß der Kindheitsgeschichte Jesu, sein Auftreten im Tempel zu Jerusalem mitten unter den Schriftgelehrten. Das geschah in seinem zwölften Jahre. Von da bis zu seinem öffentlichen Auftreten, also bis zu seinem dreißigsten Jahre, verbringt der Heiland sein Leben in der Verborgenheit zu Nazareth. Keine einzige Tat, kein einziges Wort von ihm wird uns aus dieser langen Zeit berichtet. Heute sehen wir ihn als Mann im öffentlichen Auftreten, er wirkt sein erstes Wunder. Und bei welcher Gelegenheit tut er das? Bei Gelegenheit einer Familiengründung. So erzählt uns das heutige Evangelium. Ist das nicht auffallend? Was wollte wohl der Erlöser damit sagen? Er wollte bekunden, wieviel ihm an der Familie liegt, wie wichtig ihm eine Familiengründung ist, und wie sein reiches Segen denen folgt, die unter seinen Augen, das heißt nach gehöriger ernster Vorbereitung und in bester Absicht, das Sakrament der Ehe empfangen. Auf der Hochzeit zu Kana tritt Jesus als der König der Familie auf, er legt seine Hand auf die Ehe und verlangt von denen, die sich zu einer Familiengründung anschicken, wichtige Entschlüsse und heilige Vorsätze.

1. Jesus der König der Familie! Welch ein schönes Bild. Er der alleinige Herrscher in der Familie, er allein in Gedanken und Begierden und Wünschen von Vater und Mutter und den

Kindern. Vater und Mutter vertreten seine Stelle in der Familie, der Vater leitet das Ganze nach des obersten Königs Willen und Meinung. Wenn sich doch der Vater immer dieses Amtes bewußt wäre! In der ganzen Welt gilt der Mann als das Haupt der Familie. Er ist maßgebend, nach ihm muß sich alles richten. Auch die weltliche Gesetzgebung teilt diese Auffassung. Jedenfalls ist die menschliche Gesellschaft ganz darauf eingestellt und richtet sich danach. Und es ist gut, daß eine kraftvolle Persönlichkeit das kleine Gemeinwesen, den winzigen Staat Familie lenke und leite. In dem aufstrebenden, rücksichtslosen heutigen Kampf, um die Güter der Erde würden die Interessen der unmündigen Familienglieder arg benachteiligt werden, wenn nicht jemand sich ihrer annähme, der von Gott mit allen Fähigkeiten ausgestattet wurde, diesen Kampf zu führen. Es ist ergreifend zu hören, wie der Vater, unterstützt von der Mutter, oft große Opfer bringt, um den Kindern bessere Existenzen, besseres Fortkommen, eine schönere Zukunft zu erringen, und wie sie sagen, wenn ich die Zukunft meiner Kinder sichergestellt habe, dann mag ich ruhig sterben, dann habe ich mein Ziel erreicht. Das ist ein Abglanz jener Gesinnung, die ihnen vom obersten König der Familie, Jesus Christus, bei der Familiengründung ins Herz gesenkt wurde.

Handelt es sich nun um väterlicher Ordnung, die zu verteidigen dem Vater als Haupt der Familie ebenfalls obliegt, dann findet man nicht immer diese energische Kampfgesinnung wie bei der Verlethung zeitlicher Güter und Interessen, und oft kann sich der Vater kaum zu einem entschlossenen Schritte aufraffen. Die religiöse Erziehung des Kindes — darum handelt es sich meistens — gilt bei vielen Vätern als eine Sache, die nicht viel zu bedeuten habe, die wenigstens heutzutage keine so wichtige Rolle spiele. Die Ueberwachung des Kindes nach seiner seelischen Seite hin wird insofern vernachlässigt. Diese Nachlässigkeit machen sich dann andere nachschämere Götter zunutze und versuchen die religiöse Erziehung nach ihren Grundsätzen zu lenken. Weht dann die hier gesäte Saat einmal auf, dann verunmüßern sich Vater und Mutter über den Geist, der bei ihren Kindern herrsche und der doch sicher nicht von ihnen stamme. Daß Vater und Mutter und an erster Stelle der Vater als der nach göttlichen und menschlichen Rechten vernünftige Hüter der Hoheitsrechte des obersten Königs der Familie dadurch sich schwer verunsichern, leuchtet ein. Der Vater hat dadurch das oberste Recht des Gottkönigs geschmälert. Er handelt wie der ungetreue Knecht des Königs in fremdem Lande, der aus Eigenmuth oder Trägheit die Sache seines Herrn vernachlässigt und wichtige Vorrechte preisgibt. Er wird den gerechten Unwillen seines Herrn erfahren und sich bereinst zur Verantwortung stellen müssen.

Als ein Majestätsverbrechen geradezu wird es von der Kirche betrachtet, wenn der Vater zugeht, daß das Kind einer anderen Religion zugeführt wird, die nicht als die vom obersten Gottkönig geoffenbarte Religion gelten kann. Was würde man von einem deutschen Vater halten, der zugeht, daß die Kinder der deutschen Heimat entfremdet und in englischem deutschfeindlichen Geiste erzogen werden. Weit schlimmer handelt ein Katholik, der seine Kinder dem angestammten Glauben entfremdet und sie in anderem Glauben aufzieht. Die Kirche hat die schwerste Strafe auf dieses Verbrechen gesetzt, die Ausschließung aus ihrer Gemeinschaft. Und weil dieses Verbrechen fast nur innerhalb der gemischten Ehe vorkommt, warum die Kirche immer und immer wieder

vor dem Eingehen einer gemischten Ehe. Und heute wieder werden im Auftrage der Kirche öffentlich von der Kanzel die Grundsätze bekannt gegeben, die bei Eingehung der Ehe aufgestellt sind, und die namentlich jene im Auge behalten sollen, die vielleicht daran denken, eine gemischte Ehe einzugehen.

Es ist richtig, daß die Kirche vom Ehehindernis der andersgläubigen Religion Dispens erteilt, so daß eine gültige Ehe von einem gemischten Paare eingegangen werden kann. Allein es ist doch zu bedenken, daß die Kirche eine solche Dispens nur schweren Herzens erteilt und daß die Gefahren einer gemischten Ehe damit keineswegs aufgehoben sind, sondern noch immer vorliegen. Es verhält sich somit wie mit einem Sohne, der sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, in die Welt hinauszugehen, etwa nach Amerika, und seine Eltern um ihre Einwilligung angeht und um ihre finanzielle Unterstützung. Vater und Mutter kennen ihr Kind, sie wissen, daß es draußen verdirbt und untergeht, aber doch wenigstens den allergrößten Gefahren begegnet, denen es nicht gewachsen ist. Aber wenn sie ihm nicht den Willen tun, fährt er seinen abenteuerlichen Plan doch aus, und weiß Gott, was er dann noch anstellt und den Eltern Schimpf und Schande bereitet. Deshalb sagen sie Ja und Amen und geben ihren Segen und begleiten ihn bekümmerten Herzens ans Schiff und winken ihm Lebenswohl zu. Sie billigen den Entschluß des Sohnes nicht, aber sie gestatten die Ausführung, damit größeres Unheil verhütet wird. Ähnlich liegt die Sache bei der gemischten Ehe. Und wie die Erfahrung zeigt, ist wahres Glück und Zufriedenheit in der gemischten Ehe nicht heimisch. Und wenn man den katholischen Eheleuten unter vier Augen fragen könnte, ob er den Schritt noch einmal tun würde, so wird die Antwort ganz sicher im Sinne der Kirche ausfallen. Es ist hier die einfache Erwägung am Platze: Wer einen Schritt tut, den die Kirche mißbilligt, kann auf den Segen des Himmels keinen Anspruch machen.

2. Jesus, der König der Familie! Segn' und Segen über die Familie, in der die heranwachsenden Kindern auf Schritt und Tritt merken: „Ja, bei uns herrscht Gott, sind die Grundsätze Gottes und seiner Kirche maßgebend. Und wenn eins aus ihnen aus der Familie scheidet, weil es selber wieder eine neue Gottesfamilie gründen will, dann geht es unter dem Segen der Eltern und mit den Grundsätzen der Eltern hinaus, und auch in der neuen Familie wird Gott oberster Herr und König sein. Ich möchte hier namentlich den Einfluß hervorheben, den die junge Ehefrau in der neugegründeten Familie auszuüben vermag. Dem jungen Gatten wird es wohl in allen Fällen darum zu tun sein, seiner Frau jeden Wunsch zu erfüllen, der in seinen Kräften steht. Diesen Umstand will die Frau wohl auszunützen verstehen, selbstverständlich nicht im bösen Sinne, sondern nach der Richtung, daß sie gute Gewohnheiten, christliche katholische Gebräuche, schöne Ueberlieferungen einführt und festhält. Ich nenne hier einige solcher Gebräuche. In jedes Haus gehört in die Wohnstube das Kreuz, in die Schlafstube das Weihwasser. Vor dem Kreuz werden die Tischgebete und die gemeinsamen Gebete am Abend verrichtet. Wenn die Frau in ihrer Eltern Hause die fromme Gewohnheit des gemeinsamen Gebetes kannte, dann möge sie doch diesen schönen Gebrauch weiter pflegen. Ist der Mann religiös gleichgültig, dann versuche es die Frau zuerst mit

einem ganz kleinen Gebete, etwa mit dem Gebete der hl. Familie. Das nimmt bloß zwei Minuten in Anspruch. Und wenn der Mann sich nicht niederkniet, gut, dann mag er stehen und die Hände zum Gebete falten, die Frau mag sich niederknien. Geht der Mann aber nicht herbei, dann unterlasse die Frau das Gebet nicht, sie bete es dann allein. Auf keinen Fall aber dränge sie den Mann mit spöttischen, kränkenden Worten. Das verirrt er nicht. Er kommt schon, aber erst langsam und wenn er sieht, daß die Frau bei ihrer Gewohnheit bleibt. Eine andere schöne Gewohnheit ist der Besuch des Sonntagshochamtes mit Predigt. Der Besuch einer predigtlosen Früh- oder Spätmesse soll immer nur als eine Ausnahme betrachtet werden. So ist es der Wille und die Absicht der Kirche, und nur so bleiben die Gläubigen in lebendigem Verkehr mit ihrem Pfarrer als dem berufenen Vertreter ihrer kirchlichen Interessen. Also auch hier versuche die junge Ehefrau von vornherein eine Tradition in ihrer Familie zu bilden und nur in wirklichen Behinderungsfällen davon abzuweichen. Ist einmal der gemeinsame Besuch des Pfarrgottesdienstes längere Zeit unterblieben, so mit Grund oder ohne Grund, dann besteht die Gefahr, aus diesen Ausnahmen eine Gewohnheit werden zu lassen. Da gilt es denn, den Versuch wieder aufzunehmen und die Gewohnheit erstarren zu lassen. Es liegt etwas ungemein Charaktervolles in diesen althergebrachten Familientraditionen, ein fester Halt für glaubensfeindliche, unruhige Beisten und ein sympathischer empfehlender Bug im Auftreten der Familie nach außen. Die jungen Eheleute mögen auch nicht zugeben, daß solche nun einmal eingeführte Gewohnheiten, etwa wenn Besuch da ist, so leicht hin ausgegeben oder bei Seite gestellt werden. Auch der Besuch möge inne werden, daß die Familie streng darauf hält und folche Gebräuche als zur Familie gehörig betrachtet. Nicht die Familie hat Rücksicht zu nehmen, sondern der Besuch. Vernünftige Ausnahmen sind natürlich am Platze.

Dasselbe gilt für die Teilnahme an religiösen und sozialen Vereinen, die nun einmal in der Pfarrei bestehen und vom Pfarrer gebilligt werden. Was als althergebrachte Sitte überliefert ist, das sollen Mann und Frau ebenfalls annehmen. Verleihen allerhand Unzulänglichkeiten, Mißbräuche, Formen ohne Inhalt innerhalb der Vereinigung, dann suche der Mann seinen Einfluß dahin geltend zu machen, dies abzustellen und den Formen neuen Inhalt zu geben, wenigstens tue er sein Teil zur völklichen Erfüllung der Obliegenheiten. Schon dadurch wird auf die übrigen Mitglieder ein besserer Einfluß ausgeübt und ein neuer Geist angehaucht.

Der Einfluß einer jungen Ehe auf ihre Umgebung ist namentlich dann groß, wenn die Eheleute von auswärts zugezogen und ganz fremd in der neuen Pfarrei sind, oder wenn auch nur ein Ehepartner fremd ist. Die Pfarreingelesenen, namentlich der weibliche Teil, schaut gern nach dem Tun und Treiben der neuen Leute und richtet sich vielfach nach deren Ansichten und Gesinnungen. Der Einfluß und das gute Beispiel der jungen Eheleute wird sicher wahrzunehmen sein, wenn man merkt, hier hat eine brave christliche Familie ihr Heim aufgeschlagen. Hier ist Jesus Herr und König, und kein anderer Geist weht hier als der Geist und die Grundzüge Gottes und seiner Kirche.

Der Ehemann wird vielleicht hier und da versucht sein zu denken, er habe die Zügel aus der Hand gegeben und seiner Frau größeren Einfluß in der Familie zugestanden, als am Platze war. Allein er wird doch zur Erkenntnis kommen, daß die Einräumung dieses Einflusses an seine Frau in diesem Falle nichts Entwürdigendes für ihn bedeutet, sondern von den wohlthätigsten Folgen begleitet ist, und seine eigene Stellung innerhalb der Familie nur festigt und hebt. Verstärkt es die Frau in diesem gottesdienstlichen Wirken in der Familie die richtige Mitte einzuhalten und des Mannes Stellung gebührend zu würdigen, dann möge der Mann um Gottes Willen in dieses Wirken seiner Frau nicht mit rauher Hand eingreifen, sondern mit stiller Freude und Genugthuung den verständigen beglückten Zuschauer spielen. Jeder Versuch des Mannes, den vermeint-

lich entschwindenden Einfluß sich zu sichern, führt auf Abwege, auf Untergrabung seines Einflusses und zur Störung des guten Einvernehmens der Eheleute, während die Unterseßung der guten Bestrebungen der Frau die Einheit und Festigkeit des Familienlebens aufs neue sichert und mehrt.

Jesus, der König der Familie, das soll er sein und bleiben, heute und das ganze neue Jahr. Und wenn der Friede ins Land gekommen ist und alle Familien der neuen Friedensarbeit sich zuwenden müssen, wenn manche Familie bis in ihre Wurzeln aufgewühlt, gelockert und gefährdet worden ist, dann herrsche erst recht Jesus als König der Familie. Als Lohn gibt er wahrhaft königliche Güter, den Frieden und die Freude des Herzens.



Der hl. Polharp, ein Schüler des hl. Apostels Johannes 26. Januar.

„Von mir aber sei ferne, mich zu rühmen, außer in dem Kreuze unseres Herrn Jesu Christi.“ (Gal. 6, 14.)

Der hl. Polharp hatte das beneidenswerte Glück, daß die jungfräulichen Hände des Apostels Johannes während auf seinem Haupte ruhten. St. Johannes selbst weihte ihn zum Priester des Herrn und zum Bischof von Smyrna in Kleinasien, um das Jahr 100 nach Christus.

Nur einige zerstreute Nachrichten erhellten das Dunkel, das auf seiner Jugend ruht. Doch sie genügen, um uns Kenntnis von seiner hohen Jugend zu geben.

Im Jahre 106 hatte Polharp die wehmütige Freude, seinen Jugendgenossen, den Bischof Ignatius von Antiochia, zu begrüßen, als derselbe bei seiner Abführung nach Rom, wo er den wilden Tieren vorgeworfen werden sollte, in Smyrna landete und einige Zeit verweilte. Kurz vor seinem glorreichen Martyrium sandte Ignatius ihm als seinem Jugendfreunde einen Brief, in dem er wie ein sterbender Vater, ihm die Sorge über seine verwaisene Gemeinde ans Herz legte. In der Tat beschränkte Polharp seine Wirksamkeit nicht auf seinen eigenen Sprengel. Seine glühende Liebe trieb ihn, für die Reinheit des Glaubens zu wachen. Seine Eigenschaft als Apostelschüler und unmittelbarer Träger der Tradition berechnete ihn dazu.

Mit Eifer arbeitete Polharp für die Einheit der Kirche und führte mehrere Irrlehrer zur katholischen Wahrheit zurück. Eines Tages begegnete ihm Marzion, der Urheber einer Häresie, auf offener Straße. Polharp suchte ihn auszuweichen. Doch jener trat ihm fest grüßend unter die Augen und sprach: „Bischof kennst du mich?“ Dieser erwiderte mit hohem Ernst: „Wohl kenne ich den Erstgeborenen des Satans.“ Ein scharfes Wort, aber bezeichnend für seine kirchliche Gesinnung.

Auch als Märtyrer sollte Polharp dem Meister ähnlich werden. Im Jahre 166 erhob sich ein neuer Sturm gegen die Christen. Im Amphitheater verhandten unter den Krallen der wilden Tiere viele ihr Leben. Die aufgeregte Menge rief: „Fort mit den Gottlosen, mit den Christen all; was tötet man nur die Glieder und nicht das Haupt, man suche Polharp auf.“ Seine Freunde warnten rechtzeitig den Bischof und nötigten ihn, auf ein nahe Gefäß zu fliehen. Hier rang er in beständigem Gebet mit Gott für die bedrängte Kirche.

In einer Nacht schien es ihm, als ständen die Pfaffen unter seinem Haupte in Flammen; freudig bewegt sprach er am Morgen: „Ihr Lieben, mühet Euch nicht um mich, in kurzem soll ich im Feuer Gottes verherrlichen und Christo Zeugnis geben.“ Vergebens war es, daß man auf ein anderes Landgut flüchtete. Gegen Abend des folgenden Tages erscholl Aufschlag und Waffengeklirr. Häcker und Reiter umzingelten das Haus, denn bewaffnet wie gegen einen Räuber waren sie ausgesogen. Der Bischof kam ihnen freiwillig entgegen. Welch Entsetzen! Ein ehrwürdiger Greis mit glänzendem Silberhaar auf dem Haupte, mit dem Rosenschimmer der Heiter-

keit auf dem edelgeformten Antlitz. „Auf einen solchen Mann hat man uns zur Forderung ausgeschieden?“ dachten sie beschämt. Sie erhielten reichlich Speis und Trank. Nur eine Bitte hatte Polharp. Eine Stunde Rast, damit er sich stärken könne zum letzten Gange. Dann betete er mit Innigkeit und Ueberströmung des Herzens, daß eine Stunde wohl doppelt vorüberging.

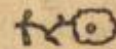
Dann ging es fort. Am nächsten Tag wurde er vor den Prokonsul zum Verhör gestellt. Man befahl ihm, bei der Glücksgöttin des Kaisers zu schwören und einzustimmen in den Volksruf: „Hinweg mit den Gottlosen.“ Polharp wendete sich gegen die heidnische Menge, blühte feuernd zum Himmel und rief: „Weg mit ihnen.“ Diese zweideutigen Worte konnten nicht genügen. Bewegt vom Gefühle des Mitleids, drang der Richter in ihn, seines Alters zu schonen und Christo zu entsagen. Polharp erwiderte: „Wie könnte ich das; seit sechsundachtzig Jahren diene ich ihm, und er hat mir immer Gutes und Liebes erwiesen, wie sollte ich meinen Herrn und König lästern?“ Noch manche Rede und Gegenrede fiel, bis der Richter laut verkündete, daß Polharp bei seinem Christenbekenntnis verharrte. Ein wirres Stürmen und Toben erhob sich in der Menge; Juden und Heiden riefen durcheinander: „Er ist der Lehrer der Gottlosen, der Vater der Christen in Asien, ein Verächter des Gesetzes, der Feind der Götter — zu den Löwen mit ihm.“

Weil die Tierpiele zu Ende waren, verurteilte man ihn zum Feuertode. Die Hände auf den Rücken gebunden, bestieg er den Scheiterhaufen und betete laut: „Allmächtiger Gott und Vater Jesu Christi! ich preise dich für diese schöne Stunde, die du mir aufbewahrt. Nimm mein Leben als ein wohlgefälliges Brandopfer an! Mit Freuden bring ich's dir, zu deiner Ehre und zur Ehre deines Sohnes unseres Herrn. Amen!“

Das Feuer entbrannte, des Märtyrs Antlitz erglänzte in himmlischem Lichte; die Flammen schlugen höher und höher empor, aber sie verbrühten ihn nicht, sondern wölbt sich wie ein Best über ihm. Köstlicher Geruch wie vom herrlichen Räucherwerk duftete heraus. — Nachfolgendes Erntennen, dumpfes Gemurmel! Da trat der Richter hinzu und stieß ihm das Schwert in die Brust.

So starb der fast hundertjährige Greis, der letzte apostolische Mann, am 23. Februar. Die Soldaten warfen den Leichnam ins Feuer. Die Gläubigen sammelten die Gebeine und achteten sie höher als Gold und Edelstein. Die kostbarste Reliquie aber ist ein uns erhaltenes Schreiben an die Philipper.

Gesell' dich einem Bessern zu.
Dah mit ihm deine bessern Kräfte ringen
Wer selbst nicht weiter ist als du
Kann dich auch nicht weiter bringen. (Müder.)
P. S. M.



Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Erstes Gebot Gottes

Das 2. Gesicht und Aberglaube.

Die Grenzgebiete zwischen zwei Ländern haben für manche etwas Anziehendes: In sehr vielen Fällen kann sich der Bewohner — sei es auf rechte, sei es auf unrechte Weise — die Vorteile beider Länder zu Nutzen machen. Dafür bekommt er aber auch in Kriegszeiten die Schrecken des Krieges aus erster Quelle zu kosten. Unsicher und gefährlich sind solche Grenzgebiete immer.

Das gilt auch von den Gebieten, auf denen wir uns hier bewegen, den Grenzgebieten zwischen natürlich und übernatürlich, zwischen Körper und Geist. Die natürliche Neugierde lockt den Menschen, diese Gebiete zu betreten. Und doch gibt's dort für Betrug und Aberglauben ein weites Feld. Mancher Betrüger wird entlarvt, und derselbe, der lange Zeit als ein Weltwunder angesehnt wurde, ist nachher ein Gegenstand des Spottes. Mancher schlaue Gauner wird sich in's Häuschen lachen, weil alle Bemühungen und Untersuchungen ihm nicht bekommen können. Andererseits sind wir ja keine Materialisten, die

überhaupt von außerkörperlichen Kräften nichts wissen wollen.

Auf solchen dunklen Gebieten verhält man sich am besten vornehm reserviert: Nicht leichtglaubig alles annehmen, und nicht grundlos alles von sich weisen. Das Meiste klärt sich mit der Zeit als ganz natürlich auf. Aber man muß doch wenigstens ungefähr wissen, was da zu Tage gefördert wird; muß wissen, was mit den einzelnen Namen bezeichnet werden soll:

Das Hellsehen haben wir besprochen. Gemeint war das räumliche Hellsehen. Ein Hellseher soll angeblich Briefe lesen können, auch wenn sie in undurchsichtigen Umhüllungen stecken und soll in die Ferne schauen können, wohin sonst kein menschliches Auge reicht. So z. B. soll er aus der Ferne den Körper eines Ertrunkenen auf dem Boden eines Teiches liegen sehen können, oder er sieht im Hause einer andern Stadt welche Personen dort im Zimmer sich befinden, welche Kleider sie tragen, ja sogar welche Zeitungen sie lesen. — Fast alles Humbug! —

Telepathie nennt man die Einwirkung auf den Geist eines andern ohne Uebermittlung der Sinne, also ohne daß der andere durch das Gesicht oder durch das Gehör oder durch einen anderen der fünf Sinne etwas wahrnimmt. Wie die elektrischen Wellen bei der drahtlosen Telegraphie, so soll eine Einwirkung stattfinden von dem Gehirn des einen Menschen auf das Gehirn eines andern. — Ebenfalls für Humbug ein weites Feld! —

Nun kommen wir zu einer Klasse von Erscheinungen, die mit den Prophezeiungen die meiste Ähnlichkeit haben:

Das 2. Gesicht oder Vorgesicht. Gewisse Personen sollen die Fähigkeit haben, weitentfernte oder zukünftige Ereignisse visionenartig zu schauen. Bei den Schotten und Welshen soll es erblich und besonders häufig sein. Das 2. Gesicht ist das Vermögen der Seele, plötzlich im wachen Zustande Vorkommnisse in der Ferne oder in der Zukunft wie mit leiblichem Auge wahrzunehmen. Ein Bild aus der Ferne oder ein Stück Zukunft tritt also unmittelbar vor das Auge des „Niefers“. Fast immer in Unheil, Tod oder Brand, der Gegenstand des Gesichtes.

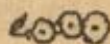
Eine „Spökenfisklerin“ aus dem Kreise Herten schreibt: „Das 2. Gesicht ist ein seelisches, ein geistiges Schauen. Man meint freilich, den Vorgang mit dem leiblichen Auge wahrzunehmen und dennoch ist es nicht so; denn sobald man das Bild genau ansehen will, ist es verschwunden. Die glücklichsten Menschen sind es nicht, die mit solcher Veranlagung begabt sind. Es sind meistens sehr feinfühlig, tiefempfindende Menschen. Durch die Ahnungen und Gesichte verdoppelt sich ihr Schmerz: sie müssen das Unglück schon vorher beklagen, und nachher, wenn es geschehen, nochmals. Diese Menschen sind also durchaus nicht beneidenswert. Man täte wohl daran, wenn man das Wort der westfälischen Dichterin A. von Droste-Hülshof öfter beherzigte:

O sprich ein Gebet,
Inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht —
Das gequälte Geschlecht.“

Auch aus der neueren Zeit liegen zuverlässige Nachrichten vom 2. Gesicht vor. So schreibt ein besonnener und tüchtiger Arzt: „Zwischen 7 und 8 Uhr abends sah ich allein auf meinem Zimmer und dachte an meinen Vater. Ich war in Sorge um ihn; denn ich hatte eben gelesen, daß eine Krankheit wie die seinige sehr oft mit einem plötzlichen Tode ende. Auf einmal erblickte ich am andern Ende des Zimmers eine Gestalt, die anfangs von Nebel bedeckt schien. Nach und nach sah ich deutlich die Gestalt meines Vaters. Er fixierte mich, und der Ausdruck seines Gesichtes war sehr traurig. Ich empfand gar keine Furcht. Ich war geneigt, an die wirkliche Gegenwart meines Vaters zu glauben. Erst als die Erscheinung verschwunden, empfand ich eine große Angst, ein Vorgefühl, daß meinem Vater etwas zugefallen sein müsse. — Am selben Abend bekam ich das Telegramm vom Tode meines Vaters.“

Hauptredakteur Wehs in Baderborn erzählt: „Bevor ich in die Obertertia eintrat, hatte ich abends Privatunterricht bei unserem Pastor Lanwer im Pfarrhause. Der Weg dahin führte durch einen Roggenfeld, von wo aus man das ganze

Dorf überblicken konnte. Eines Abends sah ich plötzlich ganz deutlich, wie ein mir wohl bekanntes, strohgedecktes Haus in hellen Flammen stand. Der Rauch schlug nach Nordwesten, obwohl doch lebhafter Nordwind war. Das brennende Strohdach flog umher und fiel herunter. Die Sparren brannten lichterloh, blieben aber, von unten bis oben glühend, mehr als zwei Minuten ganz faßl stehen. — Dann wieder das gewöhnliche Abendbild eines schneebedeckten Dorfes. Zu Hause erzählte ich's meinen Eltern. Diese sagten: „Das Haus wird wohl demnächst abbrennen. Man muß die Leute warnen, damit sie ihre Möbel versichern.“ — Etwa ein halbes Jahr später brannte das Haus ab. Das brennende Haus bot genau das Bild, wie ich's geschaut.“



Das alte Gebetbuch

„Meinem Patenkinde, meiner innigstgeliebten Nichte Marianne Bybrands, schenke und vermache ich mein altes Gebetbuch von Dauter, mit den übergeschlagenen Seiten. Länger als 50 Jahre war es mir ein treuer Berater in Freud und Leid, möchte auch sie Trost und Licht daraus schöpfen und im Andenken an mich für meine Seelenruhe Beters den hl. Kreuzweg aus diesem Buche beten.“

Eine leise Bewegung ging durch die Reihe der in der Amtsstube des Notars versammelten Leidtragenden, als der alte Justizrat dies aus dem Testament des verstorbenen Fräuleins Elisabeth Haller vorlas. Unwillkürlich richteten sich die Augen aller auf die elegant gekleidete junge Frau, in deren Antlitz nur eine tiefe Note verriet, daß die vorgelassenen Worte sich auf sie bezogen.

Frau Marianne wahrmete sich mit ihrem ganzen Stolz, um zu verbergen, wie furchtbar groß ihre Enttäuschung war, wie hart dieser Schlag sie traf.

Wie viel Leid und Kummer sie der Verstorbenen auch zugefügt hatte, entsetzt zu werden, nein, das hatte sie doch nicht erwartet. War sie doch früher der erklärten Liebster Tante Lisbeths, die sie, die Elternlose, als kleines Mädchen schon zu sich genommen, mit selbstloser, treuer Liebe für sie gesorgt und wie ihr eigenes Kind erzogen hatte. Und gerade in den letzten Wochen ihrer schmerzlichen Krankheit, in der nach langer Trennung zum ersten Male wieder eine Annäherung zwischen Tante und Nichte stattgefunden, war ihr die Verstorbenen so herzlich und persönlich entgegengekommen, hatte Marianne so dringend gebeten, ihren Besuch doch zu wiederholen! Und jetzt nach ihrem Tode diese Kränkung, die ostentative Demütigung vor allen Verwandten, von denen die meisten ihr diese Enttäuschung gönnten. —

War es nicht der reine Dolm, ihr ein Gebetbuch zu schenken, ihr, die gegen den Willen der Tante einen Protestantismus geheiratet hatte, die an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten, ihr, die seit Jahren keine Kirche mehr betreten und deren unschuldige Kinder zwar katholisch getauft, aber deren Händchen es nie gelernt, sich zum Beten zu falten.

Wie aus weiter Ferne hörte die junge Frau, wie der Notar noch verschiedene Legate vorlas, an alle hatte die Heimgegangene mit sorgender Liebe gedacht, an alle — nur nicht an sie.

„Die Einkünfte meines Gutes in Sch. mit allen dazu gehörigen Ländereien, ferner die Renten des noch restierenden Vermögens, sowie alles, worüber nicht anderweitig verfügt ist, sind zu wohlthätigen Zwecken bestimmt“, fuhr der Justizrat fort. „Die näheren Anweisungen darüber sind dem Testamentvollstrecker bekannt. Nach Verlauf von zehn Jahren ist der Erlös des Ganzen zur Gründung eines Waisenhauses bestimmt.“

Starr vor Erstaunen und Enttäuschung sahen sich die Verwandten einander an. Man hatte ja wohl angenommen, das Gut würde Marianne als der Rechtberechtigten zufallen, aber daß nun keiner von ihnen es erbt, aber wohl wieder diese Wohlthätigkeitsanstalten, das war doch zu arg.

Während sie in wenig wahrerischen und lieblosen Worten ihren Kummer zum Ausdruck brachten, ging Frau Marianne still nach Haus.

Das alte Gebetbuch trug sie in der Hand. — Groß und Heilig, Bitterkeit und Selbstvorwürfe stritten um die Herrschaft in ihrem Innern, aber zu ihrer Ehre sei's gesagt, der Schmerz, so ganz die Liebe ihrer Tante verloren gehabt zu haben, überwog die Enttäuschung über den Verlust des Vermögens.

Nun war auch das letzte Band zerrissen, das sie noch mit ihrer einzigen glücklichen Heimat im Herzen und im Hause der Verstorbenen verknüpft hatte. Ihi, wo sie jedes Mureds darauf verloren, schien ihr der Besitz des alten Familiengutes, das schon die Heimat ihres Vaters gewesen, doppelt verlockend. Vielleicht bald schon würde jede Spur, die sie dort noch

an ihre sorgliche, glückliche Kindheit, an ihr früher so ungetrübt schönes Zusammenleben mit der Verstorbenen erinnerte, getilgt sein. Deutlich sah sie es vor sich, das schöne, große Wohnhaus mit seinen freundlichen, hellen Räumen, den alten Park, die schattigen Alleen, den Obst- und Blumengärten. Ach, das alles war nun unwiederbringlich dahin!

Frau Marianne blieb tiefatmend stehen und sah sich erschaut um. In ihrer Aufregung hatte sie gar nicht auf den Weg geachtet und fand sich jetzt mitten in den städtischen Anlagen vor dem großen Teich wieder. Einer plötzlichen Eingebung folgend, wollte sie in ihrer Erbitterung das Gebetbuch hier, wo sie ungelesen war, ins Wasser werfen. Schon streckte sie die Hand dazu aus, zog sie aber wieder zurück. Nein, das konnte sie doch nicht überdies Herbringen, es war ihr, als sähe Tante Lisbeths gutes, aber altes Gesicht sie vorwurfsvoll an.

Jetzt erst fiel ihr ein, was wohl ihr Vater zu diesem Vermächtnis sagen würde, er, der viel sicherer mit einer großen Erbschaft gerechnet hatte, als sie, der ihr, der bisher Ahnungslosen, gestern zum ersten Mal von seinen bedeutenden geschäftlichen Verlusten gesprochen. Er würde aufbrausen und außer sich geraten, sie wollte ihm lieber gar nichts von dem Buche erzählen.

Nach Hause gekommen, schloß Frau Marianne das Gebetbuch in ein Schreibpult in dem Gedanken, es nie mehr herauszuholen, um durch nichts mehr an die heutige Demütigung erinnern zu werden.

Es war ein glühendheißer Augustabend. Der Warm der Großstadt drang bis zum Bett eines etwa zehn-jährigen Mädchens, das bei jedem lauten Geräusch zusammenzuckte.

„Mutter, wo bist du, es wird so dunkel vor meinen Augen, und ich kann nicht gut atmen, es ist so dumm und schweiß hier.“ Nagte die Kranke.

„Ach, mein Kind, ich bin ja bei dir“, erwiderte die Angeredete, in der man kaum noch die einsig so getrierte, schöne Marianne Bybrands wieder erkannte. Fünf Jahre waren seit der damaligen Testamentseröffnung vergangen, und in dieser Zeit hatten Leid und Kummer eine traurig ergreifende Geschichte in die Tage der jungen Frau geschrieben.

Ein Unglück war dem andern gefolgt, mit dem Tode ihres Mannes fiel der vollständige Zusammenbruch des Vermögens zusammen und sie, die verwöhnte Marianne, hatte einen heißen Kampf gekämpft, um für ihre drei Kinder das tägliche Brot zu verdienen.

Man sagt nicht umsonst: „Mutterliebe vermag alles“, auch Marianne hatte kein Opfer gescheut, aber seit der schweren langen Krankheit ihres ältesten Kindes, der kleinen Elly, war ihre Kraft zusammengebrochen, und sie war der Verweisung nahe. In ihrem Innern war alles trostlos, öde und leer. Wohl regte sich oft noch eine mahnende Stimme, die ihr Trost und Hoffnung zusprach, sie an den glücklichen Glauben ihrer Kindheit erinnerte, aber sie fand kein Echo mehr im Herzen der armen Frau.

„Mutter“, fing Elly wieder an, „jetzt wo Ernst und Paul nicht hier sind, muß ich dich etwas tragen. Ist es wahr, daß ich nicht mehr gesund werde? Ich höre: gestern, wie der Doktor es auf dem Gang zu dir sagte.“

Marianne kniete vor dem Bett nieder und umschloß die fieberheißen Hände ihres Kindes mit fester Hand: „Nein, mein Liebling, du wirst ganz sicher wieder gesund, glaub' es mir doch, es wird vorübergehen“, sagte sie mit unsicherer Stimme.

„Ach — ich fürchte mich so vor dem Tod“, fuhr das arme Kind fort, die tiefliegenden großen Augen zu der Mutter aufschlagend. „Was heißt eigentlich herben? Ach, selbst du kannst nicht mit mir gehen, und ich habe solche Angst vor dem Tod. Könnte ich doch beten wie die anderen Kinder und sah ich doch einmal den Geistlichen bei mir, der in die große Schule geht und die Kinder unterrichtet.“

Frau Marianne schaute laut auf vor Seelenqual. Die erschütternden Worte ihres Kindes, das bisher alle Schmerzen so still und ohne Klage ertragen, gerissen wie einen Schleier die Fingernägel in ihrem Innern. Mit erschreckender Klarheit sah sie plötzlich ein, daß sie ihrem Töchterchen nicht eine christliche Mutter gewesen, daß sie eine furchtbar große Schuld und Verantwortung auf sich geladen hatte.

„Denn“, so flehte sie in tiefer Bekenntnis, „ich verdiene kein Erbarmen, aber verzeihe mein armes, unschuldiges Kind.“

Der ehrwürdige alte Pfarrer, den Frau Marianne zum Kinde gebeten, war ein großer Menschenkenner, er zeigte dieser verhärmten Mutter, die sich so demütig anklagte, keine Strenge, sondern echtes Mitleid und richtete sie auf in ihrer Not. Wie eine wunderbar schöne, nie gehörte Musik, wirkten die liebreichen, überzeugenden Trostorte des Priesters auf das kranke Kind. Eine ganz unbekannte, lichte Welt tat sich vor Ellys Augen auf, das furchtbare Angstgefühl verlor sich langsam, und mit großer Innigkeit und festem

Vertrauen sprach sie die so leichtverfügbaren, einfachen Gebete nach. Noch an demselben Abend schickte der gute Warrer eine barmherzige Schwester zur Pflege, und unter ihrer beruhigenden Pflege verlor das Kind in einigen Tagen das Fieber und ging der Genesung entgegen.

Es war eine ganz veränderte Marianne, die wir an einem der nächsten Samstagabende in der Marienkirche wiederfanden. Seit langen Jahren hatte sie zum ersten Male wieder gebeitet und ein seliges Gefühl tiefen Friedens war in ihr Herz eingezogen. Wenn auch ihre und der Kinder Zukunft noch dunkel vor ihr lag, sie wollte doch nicht mehr verzagen, sie hatte ja endlich den lang verlorenen Weg wieder gefunden zu dem, von dem alle Hilfe und Kraft allein herkommt.

Tante Visbeths viel geschmähtes altes Gebetbuch, das als wertlos zu den wenigen Halsbellschreien gehörte, die ihr von früher noch geblieben, hatte sie mit in die Kirche genommen und schlug es recht auf, um die ihr anvertraute Buße, den hl. Kreuzweg, zu beten. Lebhaft erinnerte das Buch, das ihre Tante so geschätzt und das nun all die Jahre unbenutzt geblieben, sie an die letzte Bitte der Verstorbenen, und sie nahm sich fest vor, das Veräumte nachzuholen.

Mit großer Andacht ging sie von einer Station zur andern. „Jesus wird an das Kreuz genagelt“, las sie an der ersten Station, und umblättern ließ sie nicht die betreffende Betrachtung, sondern schon das Schlussgebet vor sich. Das konnte doch nicht stimmen. Sie sah genauer zu und merkte, daß die beiden Seiten oben an den Ecken zusammenkamen. Sie vorsichtig voneinander lösend, entdeckte sie zwischen denselben

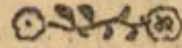
einen halben Briefbogen, auf dem sie Tante Visbeths Schriftzüge erkannte. Ganz abgelenkt durch diesen Briefbogen in die Hand nehmend, bemerkte sie ihren Namen. Erkenntlich, dann atemlos weiterlesend, zitterten die Hände Mariannes, und die Buchstaben stimmten vor ihren Augen. Großer Gott, es konnte ja nicht Wahrheit sein, es wäre ein zu unverdientes Glück.

Diese Zeilen eines eigenhändigen Testaments, die Tante Visbeth wenige Tage vor ihrem Tode noch selbst geschrieben, bedeutete für Marianne das Ende aller Not, machten sie zur Besitzerin des alten, schönen Familiengutes, sicherten ihr und den Kindern eine Heimat und würden der schwachen Elly Genesung bringen.

Lange noch kniete Marianne vor dem Altar, Gott allein weih, welch tiefe Dankbarkeit gegen die Vorsehung und auch die Verstorbene ihr Herz erfüllte, und was sie in dieser heiligen Stunde gelobte, das würde sie halten ihr Leben lang.

Nun haßte das alte Gutshaus und Garten und Bart wieder von fröhlichen Kinderstimmen. Elly hat ihre Gesundheit wieder erlangt, wenn sie auch stets hart bleiben wird, aber sie sagt: „Das ist gut. Wüßten, dadurch werde ich immer wieder daran erinnert, andern zu helfen, ich weiß, was es heißt, arm und krank zu sein.“

An ihrer frommen Mutter hat sie ein leuchtendes Beispiel tätiger, stiller Nächstenliebe, und nicht viele verstehen es, so zartfühlend und liebreich zu helfen und Leid zu lindern wie sie. Tante Visbeths altes Gebetbuch wird hoch in Ehren gehalten und es vergeht kein Tag, an dem Frau Marianne nicht den Kreuzweg betet in dankbarem Gedanken der großen Wohltäterin ihres Lebens.



Die stille Mühle

(Fortsetzung)

Eine Hochlandsgeschichte

von Felix Nabor.

(Nachdr. verb.)

Fünftes Kapitel.

Am Dorfe läutete die Besorgende als Max Allmers die Mühle wieder erreichte. Zwar spürte er eine ankündende Müdigkeit in den Knochen, aber das Herz war ihm leicht, und seine Gedanken waren von schönen Plänen für die Zukunft erfüllt.

Oben als er sich dem Hoftor näherte, vernahm er lautes Geschrei und dazwischen das Brüllen eines Kindes. Gleich darauf erschien ein junger Bursche, der ein Kind am Stricke hinter sich herzog, in dessen ein anderer, der der Vater des Jungen zu sein schien, das Kind am Schweiß gefaßt hielt und mit einem Fingel auf dasselbe losschlug.

Am Gasse des Tieres aber hing Nazi, der Süterhub und schrie aus Leibeskräften: „Mit Schlau'n! ... Mit wegfüh'n — das Schiedel g'hort uns! ...“

Da erhielt er einen heftigen Schlag auf die Hand und zugleich einen Stoß von dem jungen Burschen, daß er taumelte und zu Boden stürzte. „Sund, dämlicher — laß das!“ rief der Alte und hob ihn noch einen Schritt im Vorbeigehen. Nazi schrie auf, erhob sich und sah den zwei Mähligen, die das Kind wegführten, wehmütig nach.

„Was bedeutet das?“ fragte Allmers, indem er Nazis Hand, über die sich zwei rote Striemen bogen, betrachtete.

„Unsre schöne Kalbin führen's weg, diese Roder,“ rief Nazi.

„Ja warum denn? ... hat der Müller sie verkauft?“

Nazi schüttelte den Kopf. „Na, Der Grefuder is daa'wesen! — Wündet ham's den Müller ... und morgen, da kommen's wieder. Da holen's auch das andere Bleh, wo noch im Stall is —“

„Ach — so recht's!“ sagte Allmers. „Da gilt freilich rasches Eingreifen, sonst wird es noch stiller auf der Mühle.“

Er gab Nazi einen Silberling als Schmerzensgeld und sagte: „Nimm ein nasses Tuch um die Hand, dann wird der Schmerz bald nachlassen.“

„Vergelt's Gott, Herr,“ sagte Nazi und wuschte sich die Hände weg. „Ach, die schöne Kalbin ... Aber Forell'n hab i' g'langen, drei — jede ein Pfund —“

„Denen wollen wir mal zu Leibe gehen. Nazi, gib acht! ... Und die Schiedlin, die sollst du auch wieder haben, wenn's nur halbwegs möglich ist.“

Da klarte sich Nazis betrübtes Gesicht auf wie der Himmel nach einem Regenguß, wenn die Sonne wieder scheint und er folgt lachend dem „Herrn“ und schloß das Hoftor.

Der Tisch war schon gedeckt, als Allmers, nachdem er sich gemahnet und umgekleidet hatte, in die Wohnstube der Mühle trat. Die gebildeten Forellen dufteten verführerisch und er verzehrte, hungrig wie er war, die köstlichen Biere. Aber einen rechten Genuß hatte er doch nicht dabei, weil heute nicht die Freude, sondern die Sorge mit zu Tisch saß.

Der Müller und Overl liebten sich nicht sehr. Die randsche Marjan bediente ihn und auch ihre Bursche, die sonst immer wie ein Räubchen lief, saßen heute verstummt zu sein. Er kannte wohl den Grund dieses Schweigens und fragte nicht weiter, er wußte, daß der Müller und sein Kind die heutige Plünderung als eine Schande empfanden und sich schämten, vor ihm zu erscheinen.

Gleichwohl ließ er den Müller bitten, auf einen Augenblick zu kommen, da er mit ihm zu reden habe.

Auf seinen Stuhl geküßt, kam der Müller langsam in die Stube.

„Nun, was machen die Feine?“ fragte Allmers. „Mir scheint, als ob es besser ginge.“

„Freilich, Herr Doktor,“ erwiderte der Müller, „die Sonne tut mir so viel gut.“

„Das freut mich,“ sagte Allmers. „Ich muß morgen in die Stadt, Brauner, habe dringende Geschäfte; da werde ich mal sehen, ob ich eine Salbe für Ihre kranken Beine bekomme. Dann sollen Sie bis zum Herbst springen wie ein Sack.“

Der Müller schüttelte betrübt den Kopf. „Sie meinen's wohl gut, aber ich werd' nimmer weit springen.“

„Oh,“ rief Allmers, der den versteckten Sinn dieser Worte wohl verstand, „oh! Das wollen wir doch mal sehen! ... Wenn ich auch kein Doktor bin — kurieren tu' ich Sie doch. Ueber kurz oder lang! Hören Sie also, was ich Ihnen zu sagen haben, bevor ich abreise. Sehen Sie, Brauner, an der alten Mühle und an den grünen Bergen — da habe ich meine helle Freude. Mein Lebtag möchte ich hier bleiben, und einer der Eurigen werden, ein gesunder, froher, arbeitsfreudiger Mensch. — Und das Austragshäuserl — das möchte ich darum auch für den Winter mieten?“

„Auch, für den Winter?“

„Ja, da muß es hier erst recht schön sein. Alles voll Schnee und der Wald ein Märchenland.“

„Wohl, wohl, aber —“

„Und dann diese reine, klare, frische Luft! — und den Eislauf und das Modeln: da muß ich ja gekunden und Miesekraft bekommen während des Winters.“

„Ja freilich. — Aber der Sommer ist ja noch nicht vorbei — und da wollen S' schon für den Winter mieter?“

„Freilich — daß mir kein anderer meine zwei Stüberl wegschnappt.“

„O mein, da brauchen S' keine Sorg' net haben.“

„Stiller ist sicher. Ich kann also die Stüberl behalten.“

„Ja freilich.“

„Nun, da will ich gleich den Vertrag fest machen und die Miete bezahlen.“ Er nahm ein sauberes Banknoten aus seiner Brieftasche und zahlte sie auf den Tisch. „So — da wäre also die Sache abgemacht.“

„Aber Herr Allmers das — das ist ja viel zu viel.“

„Zu viel? ... Wie? ... Ich muß doch auch Kost und Licht und Bedienung bezahlen. Es ist eher zu wenig, aber wir rechnen später schon ab — wenn der Winter vorbei ist, ja!“

Er hob dem Müller das Geld hin, dieser befaßte es mit seinen zitternden Händen und hatte dabei Tränen in den Augen.

Mit einem lauten Schluchzen sank er in seinen Lehnstuhl. „Herr — ach, Herr — Sie sind so gut! ... So edel.“

„Ach wo! ... Bewahren Sie nur das Geld gut! ... Und wenn morgen der Grefuder wieder kommt, so werden Sie ihm das Geld geben, das er zu fordern hat, ihm aber dann die Ihre weissen, nicht wahr?“

„Ja — ja ... Aber —“

„Kein aber! ... Den Kopf hoch, Müller! — Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken. Und immer wenn einer meint, er wüßte seinen Weg mehr aus seiner Not heraus, da hat der Herrgott ein Türlein offen gelassen und zeigt den Pfad ins Freie! ... So — nun will ich mich zur Reise vorbereiten. ... Sind vielleicht Briefe für mich angekommen?“

„Ja, will's Everl fragen.“

„Nicht nötig, Müller! ... Ich geh schon selber, hab' stillere Beine als Sie, gute Zeit!“ Es waren wirklich zwei Briefe angekommen, die Allmers mit auf sein Zimmer nahm.

Der eine kam von seinem Freunde, einem Rechtsanwalt in München, der andere war — das erkannte er sogleich an der Adresse — von seiner ehemaligen Braut.

Mit einigem Herzklopfen legte er ihn leise und ertrah den Brief des Freundes. Dieser schrieb:

„Was ist denn Dir in die Krone gefahren? — Bei diesem klauen Geschäftsgange Dein Binshaus zu verkaufen — das wäre Wahnsinn und Du würdest 10 000 Gmm verlieren. Damit ist's also nichts. Dagegen ist eine Hypothek von 20 000 Mark zulässig, nur braucht das Zeit, auch müßte ich eine Vollmacht von Dir haben, um die nötigen Schritte unternehmen zu können. Am besten wär's, Du kämest selber für einige Tage nach München. Bis umgehend Antwort.“

Deinem

Erst Duver II.“

„Das trifft sich gut,“ sagte Allmers, „Morgen mache ich die Sache mit Duver ab, dann ist alles in Ordnung. Wer holla — da ist ja noch eine Nachschrift! Laß hören!“

Auf der Rückseite stand in kleiner, hastiger Schrift:

„S. P. Soeben höre ich, daß sich Deine verlassene Braut demnächst verloben werde — mit dem reichen Schubfriehe in der Lindwarmstraße. So in Gans! — Na — Du gratulierst ich!“

(Fortsetzung folgt.)

Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Hülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

(Schiller.)